

Verlieferungen Nichts ist bezeichnender für die Dominante Stellung, die Stalin heute gegenüber Roosevelt und Churchill gewonnen hat. Das England Churchills wird als Aischenputtel in die Ecke verwiesen, und der Weltpräsident Roosevelt muß mit demotiviertem Blick die Besetzung der Welt durch Stalin ansehen. Die Verrücktheit des Machtstrebens ist nicht mehr ein groteskes Spiegelbild der politischen Entwicklung. Die Betroffenen sind dabei die Amerikaner selbst. Denn, wenn es der Sinn des Machtstrebens war, das Geld des amerikanischen Steuerzahlers durch direkten Zugriff auf reale Wirtschaftsländer zu sichern, so mögen sich die Amerikaner selbst fragen, ob diese Möglichkeit noch besteht, wenn fast ein schwaches England, das man mit Recht hoffen durfte, zu zerfallen, heute der bolschewistische Koloss steht.

Die Tätigkeit der Juden in Ungarn

Betrügen, schleichen, hochkapeln, Menschen schmuggeln
 Die Wiener Zeitung „Effekt“ veröffentlicht einen Artikel über die Judenfrage in Ungarn. Die Judenangelegenheit des Magyarentums, so schreibt das Blatt, ist von wesentlich anderen Voraussetzungen ausgegangen als die deutsche. Es sei nicht möglich gewesen, daß noch am 15. Oktober 1943 in Kaschau gegen 945 Juden ein Prozeß verhandelt werden mußte, die eine regelrechte Tauschfabrik betrieben bzw. sich dieser „Fabrik“ bedient hatten, um für sich alle Bestimmungen der Judenangelegenheit zu durchwählen, indem sie sich eine „christliche Tausch“ fälschlich beschaffen ließen. Auch jüdische Spionage und Sabotage gegen Ungarn und gegen die Achse ist unter den ungarischen Juden geübt worden.

Die ungarische Presse ist auch heute noch lange nicht judenrein, wenn auf diesem Gebiete in letzter Zeit auch mancher Fortschritt erreicht worden ist. Noch am 30. April 1943 konnte die Budapest-Zeitung „Magyarország“ feststellen, daß z. B. das jüdische Blatt „Ujvilág“ und die linksliberalen Kapitalistenblätter „Magyar Nemzet“ und „Közvetlen“, ferner die Judenzeitungen „Egy Kurier“ und „Amalnap“ sowie die jüdischen Montagsblätter „Hügelchen“ und „Hörner“ hinsichtlich des Kriegsausganges laufend eine defätistische Stimmungsmache betreiben und die feindlichen Pläne für die Nachkriegszeit wahr getarnt, aber doch für den Leser verständlich laufend propagieren. Der jüdische „Ujvilág“ findet dabei die besondere Unterstützung der Sozialdemokratie. Ihr Parteiblatt „Közvetlen“ hat formell zwar keine jüdischen Redakteure. Die Gestalter dieses Blattes schreiben aber nur als Strohmänner für den galizischen Juden Elias Monus, der früher Brandstifter war. Dieser Diktator der ungarischen Sozialdemokratie befindet sich in dem ungarischen Parteiblatt „Sovetsen“.

Die jüdische Flüßeragitation gegen den Regierungskurs und gegen die Achse ist im Auftrag des Weltjudentums ziemlich hemmungslos. Der „Ujvilág“ legte im April 1943 sehr maßgebend den Finger auf diese klaffende Wunde der jüdischen Flüßeragitation in Ungarn.

Der Menschenhandel an der ungarischen Grenze, der „Ausländer einbüßern“ läßt, wird noch heute vom ungarischen Judentum ganz systematisch betrieben. So wurde am 1. Oktober 1943 in Kaschau der Jude Elefant interniert, weil er illegal eingewanderten galizischen Juden Fahrscheine bis Budapest beschafft hatte. 373 verschiedene Tauschformulare für aus Kroatien und Serbien „eingeschleppte“ Juden wurden im Januar 1943 bei dem jüdischen Holzhändler Wilhelm Hader beschlagnahmt. Diese „eingeschleppten“ Juden wählten in Ungarn feilschen, betrügen, schleichen und hochkapeln, wählten auf ihre Art „gut leben auf Kosten ihres Wirtsvolkes, ohne zu arbeiten und zu zahlen“ — so nach und nach — Ungarn für die bolschewistische Revolution vorbereiten. Sie haben alle außer ihrer rein kriminellen Zielen die politische Mission, nach besten Kräften zum Zerfall des ungarischen Volkes und der ungarischen Wehrmacht beizutragen.

Seizerte britische Stimmen

Genf, 4. Febr. Unter der Überschrift „Die Gefahr von heute“ spricht die englische Zeitung „Sunday Times“ einige an die englische Adresse gerichtete Warnungen aus. Eine der Hauptgefahren sei die Selbstzufriedenheit, die man in England feststellen könne. Die gefährlichsten Fehler seien die Berechnungen, die man in den Fabriken, im Verwaltungsapparat, im Parlament und auch in der Presse anstelle. Hier müsse man auf der Hut sein, insbesondere, da man im fünften Kriegsjahr noch die lange Nervenanspannung mache sich bemerkbar. Daher sei die Verfassung oft unüberwindlich, wenn die Menschen

so lären, als ob ein baldiger alliierter Endsieg Gewissheit sei. Es sei noch viel zu früh, um auf einer solchen Annahme Zukunftspläne aufzubauen. Noch gewaltige Kämpfe lägen vor dem britischen Volk und vor den Alliierten. So habe man noch immer nicht die Sicherheit, daß der Krieg gegen die U-Boote gewonnen sei, und ebensowenig lasse sich mit Gewissheit sagen, die Deutschen würden nicht eines Tages wieder mit großen Luftgeschwadern die britischen Städte in Schutt und Asche legen. Das eigene Gebiet des Feindes in Europa liege noch weit hinter den eigentlichen Frontlinien, während er sich weiter auf seine riesigen und durchdringbaren Armeen stütze. Dabei sei es nicht an der Zeit, leichtfertige Ansichten zu äußern und den Glauben zu ermutigen, der Endsieg liege in der Nähe.

Auch der „Daily Sketch“ schreibt in seinem Leitartikel, es sei völlig irrig anzunehmen, der Sieg liege in unmittelbarer Nähe, und man brauche sich zu seiner Erreichung keine allzu große Mühe mehr zu geben. Im Gegenteil: Eine notwendige Voraussetzung für den Endsieg sei eine erfolgreiche Landung anglo-amerikanischer Streitkräfte auf dem Festland. Eine solche Operation sei wohl die schwierigste, der sich jemals Armeen in der Geschichte gegenüberbefanden.

Auch besorgte Stimmen über die Landungen bei Neituno werden in der Londoner Presse laut. Der Gang der Dinge werde bald zeigen, heißt es in einem Sonderkorrespondentenbericht der „Daily Mail“ von der Italien-Front, ob es vom alliierten Oberkommando richtig gewesen sei, won es erst nach Konsolidierung des Brückenkopfes zu einer größeren Offensive übergehe. Die Deutschen hätten dadurch viel Zeit gewonnen und seien in der Lage gewesen, erstklassige, kampferfahrene Truppen neben Artillerie in diesen Sektor zu werfen. Der feindliche Widerstand verhalte sich ständig. Außerdem zeigten die deutschen Linien am Cassino bisher noch keinerlei Anzeichen der Schwäche oder der Erschöpfung. Im Gegenteil, jeden Zoll Boden verlebigen die Deutschen auf das nächste. Jedes Erblich wird für die alliierten Soldaten zu einem Grab.

So breiten sich die Juden in Nordafrika aus
 Die Wiener Zeitung „Effekt“ veröffentlicht einen Artikel mit der Überschrift „Die Juden in Nordafrika“. Die über den afrikanischen Rahmen hinausgehende Beachtung verdient. Das Blatt stellt fest, daß die Gesamtzahl der Juden in Französisch-Nordafrika etwa 350 000 beträgt, was einem Bevölkerungsanteil von 2 Prozent entspricht. Vorwiegend wären diese Juden im Handel, im Geldgeschäft und in den freien Berufen tätig. Da sie fast den ganzen Handel beherrschten, gelten sie als Ausbeuter der Landbevölkerung. Die großen Versorgungsschwierigkeiten, unter denen Nordafrika leidet, können nicht zuletzt auf das Konto der jüdischen Treibereien, die die Bevölkerung ausbeuten.

Die Schweizer Zeitschrift erörtert dann die Frage, ob die Juden an der Vorbereitung der amerikanischen Landung in Nordafrika beteiligt gewesen sind und beantwortet diese Frage mit einem klaren Ja. Sie stellt fest, daß das Algerien-Komitee das bekanntlich unter dem Einfluß der Gaule steht, eine große Reihe von Juden als Verwalter wichtiger Ressorts in Nordafrika eingesetzt habe, so u. a. Rene Mayer, einen Neffen des französischen Edward Rothschild; dieser Rene Mayer sei als Generalkommandant für das Verkehrswesen eingesetzt worden. Der Präsident der berüchtigten jüdischen Organisation „Comité Bernard“ Bernard, der früher in Paris zu den entschlossenen Kriegstreibern gehörte, habe beherrschenden Einfluß im Algerien-Komitee erhalten, der in allen seinen Abteilungen tätig verhandelt sei. Unter den von Mostau entlassenen 30 kommunistischen Apologeten befänden sich mehrere Juden, denen die Gaule besonderen Vorzug leistet, hat er doch den Judenvierteln eine Verwaltungsautonomie verschafft, die von Juden und Kommunisten gemeinsam ausgeübt wird.

Abschließend stellt das Blatt fest, daß die Juden keine Gelegenheit veräumen, um sich Schlüsselstellungen in Nordafrika zu erobern.

Indiens Hunger — Englands Schuld

Die Hungersnot in Indien hat zu lebhaften Debatten in England geführt. Die Regierung kann nicht verschweigen, daß in einigen Provinzen, vor allem in dem „völlig feil gestreiften Bengalen“ täglich Menschen vor Hunger tot zusammenbrechen, oder sie fängt sich selbst hinzu, daß die Schuld nur bei den indischen Beherrschern läge, die bei der Organisation einer Hilfeleistung bedauerlicherweise verlagert hätten. Um der Hungersnot die Krone anzuhängen, läßt sich die Regierung durch die ihr ergebenden Zeitungen bitten, ein ärztliches Mittel mit dem armen indischen Volk zu haben und der größten Not durch die Entsendung einiger Lebensmitteltransporte zu steuern. Die erzielbaren Reize machen dagegen kein Hehl daraus, daß sie die indische Hungersnot für eine Naturerfahrung haben, der man sich ebenso wenig entziehen könnte wie dem Malaria oder der Dürre. Die englische Regierung habe, so erklärte erst kürzlich der Lord Strathclyde im Oberhaus, die unbedingte Aufgabe, die Gesamtheit der gewaltigen indischen Hilfsquellen hundertprozentig zu mobilisieren und dabei rücksichtslos die Produktionskraft des Landes und aller Schichten der indischen Bevölkerung einzusetzen.

Diese Auffassung entspricht trotz aller gelegentlichen humanitären Nebenbemerkungen der britischen imperialistischen Politik. Indien ist im britischen Empire immer nur ein Ausbeutungsobjekt gewesen und soll es nach dem Willen der Londoner Machthaber auch für alle Zukunft bleiben. Es gehört zur englischen Tradition, auf Kosten der Kolonien zu leben. Einer der hartnäckigsten Anhänger der Ausbeutungspolitik ist Winston Churchill, der seine Karriere nur der strapaziösen Opposition gegen jede Lockerung des kolonialen Kaufsystems verdankt. Er beruft sich seit Jahrzehnten auf Gott und die Bibel, um zu beweisen, daß England „nur auf Grund seiner wirtschaftlichen und imperialistischen Position in der Welt existieren kann.“ Er hat es oft als eine „Moralität und Feindschaft“ bezeichnet, den Völkern gegenüber wohlwollend zu sein. Er prüft sich gegen seine politische Konzeption, weil er in der harten Aufrechterhaltung der imperialistischen Herrschaft zugleich die einzige Sicherung des wirtschaftlichen Kaufsystems sieht. Bei einer der letzten Kolonialdebatten der Friedenszeit gab er im Unterhaus zunächst an, daß es in einem selbständigen Indien höchstwahrscheinlich

keine Hungersnot mehr geben werde. Dafür aber, so fuhr er fort, würde am Horizont die „permanente englische Hungersnot“ aufstehen. Aus diesen Worten spricht einmal die agrarische Borniertheit des englischen Kolonial-Imperialismus und im andern das Eingeständnis der Unfähigkeit, das englische Volk auf der Basis der eigenen Arbeit zu regieren. „Indien“, argumentiert Churchill, „muss die Grundlage des englischen Reichtums bleiben, selbst wenn es alljährlich von einer Hungersnot heimgesucht wird.“

Indien ist ein reiches Land. Es wird seit der frühesten Kolonialzeit rücksichtslos ausgeplündert und bringt immer noch Werte von ungeheurer Ausmaß in sich. Um ein Abgabegeld für britische Industrieartikel zu schaffen, wurde die hervorragende alte indische Hausindustrie bedenkenlos dem Verderben preisgegeben. Mit dem Fortschreiten der europäischen Industrialisierung begann England mit dem Ausbau der indischen Export-Kolonialisierung. Die indischen „asiatischen Kulturen wurden dem Siedlung anheimgegeben u. nach der völligen Verarmung der Landbevölkerung auf den Ausbau agrarischer Rohstoffe umgestellt. Immerhin blieb der Anbau von Reis und anderen Lebensmitteln ausreichend genug, um Indien vollaus zu ernähren. Die Kaffler der Briten war aber so groß, daß sie ohne Rücksicht auf den Bedarf des Landes alle auf den Markt kommenden Lebensmittelmengen an sich brachten und exportierten. Eine der letzten Friedensabkommen weist eine Rohstoff-Ausfuhr von 2,6 Milliarden Rupien und eine Rohstoff-Ausfuhr von 2,8 Milliarden Rupien aus. An der Spitze der Ausfuhr marschierte neben der Rohbaumwolle, der Kautschuk, der Silbererz, der Häute und des Tees auch der Reis, und zwar mit 11 Prozent der Gesamtmenge. Man sollte annehmen, daß jetzt, nachdem der Weltmarkt kollabiert, Indien einen riesigen Vorrat an Reis haben müßte. Das ist aber nicht der Fall. Wieso, was die weltverzehrenden englischen und amerikanischen Truppenkontingente in Reis nötig haben, wird bedenkenlos aus den indischen Provinzen herausgezogen und verschifft. Wenn in Indien trotz einer ausgeprägten Ernte in weiten Kreislagen der Hungert seine Opfer fordert, dann ist das die Schuld der britischen Regierung, die das Leben eines ganzen Volkes rücksichtslos den eigenen plutokratischen Interessen ausopfert.

Fräulein Warum.

Werbekbild von Otto Kreuzfeldt.

Von seinem Glasfenster aus kann der Leiter des Konstruktionsbüros die lange Reihe der Reichentische gut übersehen. Doch er tut es nicht gern, denn so mancher Platz ist jetzt verwaist, und während die Zahl seiner Mitarbeiter immer kleiner wurde, wuchs die Fülle der Aufgaben von Tag zu Tag. Einige ältere Kameraden verließen ihn, doch obgleich sie alle Kräfte anspannten, war es ihnen kaum möglich, wenigstens die dringlichsten Arbeiten zu erledigen. Ehe ein Entwurf verwirklicht werden kann und eine Zeichnung fertiggestellt ist, muß viel getan und bedacht werden. Es darf im Betrieb keine Störungen geben, und bereits eine kleine Unklarheit kann das feine Räderwerk der Rechenfertigung stark und empfindlich hemmen. Zuverlässigkeit, Genauigkeit und Pünktlichkeit! — Wer diese Eigenschaften nicht mitbringt, kann im Konstruktionsbüro nicht wachen werden.

So sah der Abteilungsleiter der Ankunft des jungen Mädchens, das vor kurzem eingestellt worden war, mit einiger Verwirrung entgegen. Er wußte zwar, daß Frauen sehr fleißig und unfeilig sind und auch unendliche Geduld besitzen; er kannte ihren Verneiner, aber wenn er auch oft ihre Tätigkeit bewunderte hatte, mit technischen Dingen umzugehen, so zweifelte er doch daran, ob sie selbst etwas Technisches erdenten, entwerfen und umsetzen könnten.

Deshalb war er sehr überrascht, als die neue Mitarbeiterin sofort sachverständig und beherrschend mit Schiene und Reitzung eine polierfertige Zeichnung aussoß und nach kurzer Unterweisung auch die erforderlichen Werkstücke schied. Er sah manchmal nach dem Blondkopf herüber, und es kam ihm sehr seltsam vor, wenn das junge Mädchen nachsinnend die Stirn krausste, des Hieren zweifelnd die Zeichnung betrachtete und hier und da neugierig, ergänzte oder verbesserte. Am zweiten Tag betrachtete er aufmunternd ihre Arbeit, gab einige Hinweise und sagte: „Sie finden sich sehr gut hinein, Fräulein Mertens. Es sieht so aus, als wenn Sie nicht zum ersten Male mit Schiene und Winkel umgehen.“

Lächelnd entgegnete sie: „Ich hab' meinem Vater oft bei den Zeichnungen geholfen. Er hat ein Baugeschäft.“
 „Eine gute Vorbildung. Aber hier ist alles ganz anders; beim Bauwesen ist das Starre und das Statistische die Haupt-

sache; wir haben mit umlaufenden Maschinen zu tun.“
 „Gerade dies reizt mich; ich muß Bewegung sehen; für die Ruhe habe ich nicht viel übrig.“

„Dann sind Sie bei uns an der richtigen Stelle; wir kommen aus der Aufregung und Bewegung überhaupt nicht mehr heraus“, schloß er und fügte freundlich hinzu: „Fragen Sie bitte, wenn Ihnen irgendwas unklar ist.“

Von diesem Tage an hieß das junge Mädchen im Büro und später auch im Betrieb nur noch „Fräulein Warum“; denn ihre Witzbegeisterung und Fragegeist waren grenzenlos. Wie gab sie sich mit einer einfachen Ausflucht zufrieden, sondern forderte ununterbrochen nach dem Warum und dem Weilen. Und so mancher, der die großen blauen Augen fragend auf sich gerichtet sah, mußte tief in schon halbverblassten Schülerinnerungen graben, um gewissenhaft diese Fragen beantworten zu können. Selbst der oft etwas griesgrämige Prüffeldleiter war nachdenklich geworden, als Fräulein Warum ihm auf seinen männlich-märrischen Ausdruck, man müsse immer die Eigenart der Frau berücksichtigen, schlagfertig entgegnete, es sei richtig und erforderlich, diese Eigenart, die sich aus Fleiß, Anfechtigkeit und Verneiner zusammensetzt, nutzbar zu machen.

„Im Büro mag dies möglich sein, doch im Prüffeld geht es nicht“, erwiderte er und schlug die Bitte, während des Probelaufes der neuen Maschine zu machen, rundweg ab. Es sei, so betonte er, etwas anderes, ob man im weichen Mittel am Zeichentisch stehe oder zwischen säurekesselfüllenden Maschinen umhertriebe. ... Nein, dies sei viel zu gefährlich für eine Frau; er dulde es nicht; Schluss; Punktum!

Aber das junge Mädchen war abends doch da. Mit vieler Mühe hatte sie sich einen beinahe passenden Kessellanzug besorgt und sagte ein wenig spöttisch zum Leiter: „Meine Sorge um mich! Ich bin weder als Kind aus dem Wagen gefallen noch auf dem hohen Baugerüst schwundig und schwach geworden. Und ich werde auch hier im Prüffeld nicht zu Schaden kommen.“ Als er keine Antwort fand, fügte sie hinzu: „Ich hab' an dieser Maschine mitgeschafft und muß doch wissen und sehen, wie sie läuft.“

Den Diakon wird' ich nicht los! — dachte der Prüffeldleiter und gab ihr die Maschinenwache bis Mitternacht. Mit dem Mechaniker schrieb sie die Leistungs- und Belastungswerte an, befürchte die Lager, maß die Drehzahlen, regelte gewissenhaft die Kraftstoffzufuhr, schaltete und waltete so sicher, daß die

Männer aus dem Stammen nicht herauskamen. Weder durch freigesendes Öl noch durch beizenden Dampf und in die Augen beizenden Dampf ließ sie sich beirren oder abschrecken, stand festlich am Rult und betrachtete aufmerksam die Mechanik.

Als die Ablösung kam, übergab sie die Aufzeichnungen, meldete, daß nichts Besonderes vorgefallen sei, und legte sich müde, doch zufrieden mit sich selber, auf den Saemmel. Langsam sank ihr Kopf auf das harte Holz. Einige Male versuchte sie, wach zu bleiben, doch dann schiefte sie ein. Und obgleich die Maschine nebenan stampfte und stieß, daß der Fußboden bebte, schritten die beiden Männer auf Zehenspitzen, als könnten sie durch lautes Auftreten die Kameradin wecken.

Am Morgen war sie wieder munter und erhielt vom Oberingenieur ein Lob für ihre tapferen Aushalten. Doch eine Einschränkung war dabei; er sagte, so ganz richtig sei es noch nicht. Da sprang sie auf und fragte: „Warum nicht?“
 Lächelnd erwiderte er: „Weil Sie viel zuviel Öl verbraucht haben. Schauen Sie doch einmal in den Spiegel.“

Sie tat es und mußte sehr stark wider und wischen, um ihr Gesicht wenigstens einigermaßen wieder sauber zu bekommen.

Frage und Antwort

Von Karl Rheinhardt

NER Wie lange noch, wie lange? fragt oft dein Mund. Du reißt an dieser Frage das Herz dir wund.

So lange noch, so lange, bis wir gefügt, bis jeder Feind des Welt am Boden liegt!

Laß deinen Mund nicht tönen und nie dein Herz, erfülle deine Pflichten, sei hart wie Erz!

Sei stark in allen Stunden, was kommen mag! Antwort wird dir einst geben des Sieges Laal!

Weltreiche, denen Menschen fehlen

Uebersteigter Reichtum und Geburtenbeschränkung / Von Arthur Smarzky

In geschichtlicher Zeit, als Weltreiche, wie das römische, entstanden, mußten sie ständig neu erobert werden. Viele der vorerwähnten Völker liebten die Freiheit mehr als den Gewinn fremder Kultur und die Ausdehnung des Handels, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer großen Macht ergab. Immerhin, der Handelszuwachs war auch in jenen Zeiten nicht zu unterschätzen; manchmal Vorkolonien gelang es erst durch die völlige und staatliche Selbstständigkeit wiederzugewinnen. Damals kam es auch nicht darauf an, einen Menschenüberschuß in weniger bevölkerte Länder zu lenken. Die Eroberung eines Weltreiches beruhte auf reinen Machtideen kriegerischer Völker, die, unter Führung großer Heerführer, die Abenteuerlust in unbekannte lodende Fernen trieb, um andere Völker tributpflichtig zu machen. Abenteuerlust und Beute suchte waren die Triebfedern der Eroberungen, die zur Bildung der früheren Weltreiche führten. Nach diesem Muster ist auch das Weltreich der neueren Geschichte, das britische Imperium, entstanden. Doch unsere Zeit ist der Bildung und Erhaltung von Weltreichen weniger günstig, als es die Römer war. Die Menschen haben sich stark vermehrt, ihre Ansprüche an die Lebenshaltung sind im Wechselspiel zwischen Technik und wirtschaftlicher Entwicklung gestiegen und starke, selbstbewusste Völker mit hoher Kultur beanspruchen das Recht, an den Reichtümern der Erde teilzuhaben. Die Zeit ist daher vorbei, wo Weltreiche von Staaten, die nicht einmal ihre Stammländer räume genügend mit Menschen füllen können und eine rückläufige Bevölkerungsbewegung aufweisen, erhalten oder gar neu errichtet werden können.

In den Kampf, der gegenwärtig die Welt erschüttert, ist England eingetreten, um die das Imperium schon lange bedrohenden Gefahren abzuwenden. Während es sein Weltreich zu erhalten bestrebt ist, suchen die USA in diesem Kriege nicht klein den ganzen Kontinent Amerika unter ihre Macht zu bringen, sondern auch Eroberungen in anderen Erdteilen zu machen, große Städte aus dem britischen Imperium herauszuwickeln und ein neues Weltreich zu errichten. Bereits vor 1914 bewunderte die Autokratie Nordamerikas den traditionellen Imperialismus der Engländer, der mehr fordert und an sich reißt, als er jemals verdauen kann. Die territoriale Vorkolonialisierung und Vermehrung des anglo-amerikanischen Imperialismus, die auf Kosten der mit Erschließungs- und ungenügend versehenen, menschenreichen Nationen betrieben werden, unterliegen nicht nur dem immer mächtiger werdenden Druck dieser Völker, sondern hängen sich auch von innen heraus selbst aus. Es ist richtig, daß die Briten eine kluge ausgedachte Methode der Verwaltung ihres Länderbesitzes anwenden, doch alle diese verschiedenartigen Verfassungen- und Verwaltungssysteme mit ihren scheinbaren Freiheiten dienen nur einer gewissen Oberhoheit und haben am Ende nur den einen Zweck, die starke Ausbeutung der Länder mit einem Rechtsmantel zu verschleiern. Diese ausgeklügelten Verwaltungsmethoden haben jedoch einen anderen Grund; er liegt in dem Unvermögen, die eroberten Räume, auch die, die unter ungünstigen klimatischen Bedingungen stehen, mit Menschen-Völkern aus dem eigenen Volkstum zu besiedeln. Eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit, Länder zu erobern, bestand und besteht weder für England noch für die USA. Deshalb ist der anglo-amerikanische Imperialismus nicht auf eine gesunde Erhaltung der angelegenen Gebiete bedacht; er sucht vielmehr so viel Gewinn als möglich herauszuholen, sei es durch rigorose Ausbeutung der Rohstoffe mit den billigen Arbeitskräften der Eingeborenen, sei es durch die Vernichtung oder Unterdrückung der Wirtschaftskräfte jener Länder, um dem Stammland Absatzmärkte zu verschaffen.

Es läßt sich leicht nachweisen, daß beide Länder ihre eigenen Lebensräume mit Menschen nicht füllen können und in ihrem Gebiet reiche Siedlungsmöglichkeiten vorhanden sind. Sowohl in Großbritannien mit 47,5 Millionen Einwohnern im Mutterland dicht besiedelt, aber die Bevölkerungsdichte tritt deshalb auf dem Lande nicht hervor, weil die Bevölkerung in den Städten konzentriert ist. Jeder sechste Engländer ist Londoner; von den 4 Millionen Schotten leben über 3,5 in größeren Städten. In dem weiträumigen Australien lebt die volle Hälfte der Menschen in Großstädten, von den 1,5 Millionen Neuseeländern 0,5. Kanada zeigt das gleiche Bild wie Australien; die Hälfte der Einwohner befindet sich in einem Raum, der nur 1/3 der Fläche des Dominionums ausmacht. Von der Ge-

amtbevölkerung des reichen Landwirtschaftsgebietes sind nur 2,8 Millionen Land- und 5,6 Millionen Stadtbewohner. Rechnerisch liegen die Verhältnisse in der Südafrikanischen Union. Großbritannien ist biologisch unfähig, seine Dominionen und Kolonien zu besiedeln. Noch weniger dazu befähigt wären die USA, die eine Bevölkerungsdichte von weniger als 90 Menschen je Quadratkilometer aufweisen. In England ist die Geburtenziffer von 35 je 1000 im Jahre 1865 auf 15 im Jahre 1935 zurückgegangen. Die Zahl der Kinder in den Elementarschulen ist seit 1933 um 700 000 gesunken. Statistiker sind der Meinung, daß der Fehlbetrag in fünf Jahren auf eine Million steigen wird. Und das statistische Amt in Washington teilt in einem Bericht mit, daß die amerikanische Bevölkerungstendenz zwischen 1930 und 1940 völlig umgekehrt sei. Damals habe man mit einem erheblichen Answachen der Bevölkerung je Generation rechnen können. Die Zählung vom Jahre 1940 habe eine absinkende Tendenz ergeben: 4 v. H. je Generation. Die farbige Bevölkerung nehme um 7 v. H. zu, die weiße hingegen um 5 v. H. ab.

In England wie in den USA, wird die rückläufige Entwicklung in der Bevölkerungsbeziehung von weiterbildenden Männern mit großer Sorge betrachtet; man gibt auch zu, daß die Angloamerikaner die biologischen Grundlagen eines Weltreiches nicht besitzen. Eine Wendung ist jedoch nicht zu erwarten. Uebersteigter Reichtum und ungerechtfertigtes Besitzverehrungsstreben, gemischt mit schwerer sozialer Not und Daseinsunsicherheit der unteren Volksschichten, verleiten stets zur Geburtenbeschränkung, ganz besonders in typisch individualistischen Ländern, die in der Konzeptionsbeschränkung das unüberprüfliche Recht jedes Einzelnen sehen, in das der Staat sich nicht einmischen darf. Es ist daher erklärlich, daß ein

liberalistischer Staat nicht fähig ist, wirksame bevölkerungspolitische Maßnahmen durchzuführen. Ein Ausweg ist auch schon deshalb nicht zu finden, weil liberalistische Staatsidee und Autokratie sich gegenseitig halten und miteinander fallen müssen.

Die angloamerikanische Autokratie hat das britische Weltreich immer noch halten können, weil es ihr gelang, die blutigen Verluste ihrer Kriege von Verbündeten und Hilfsvölkern tragen zu lassen. In den Jahren 1914/18 war diese Methode noch einmal erfolgreich; in diesem Kriege des angloamerikanischen Imperialismus gegen Europa sträubten sich die Hilfsvölker dagegen, Blutzoll für eine schlechte Sache, die letztlich gegen sie selbst richtet, zu leisten. In dem Bewußtsein, das Imperium aus eigener Volkskraft nicht mehr halten zu können, hat sich England mit dem Bolschewismus verbunden und dessen Ziele im europäischen Raum anerkannt, um sich das Menschenreservoir der Sowjetunion zu sichern. Aber diesmal wird es am Ende doch ihr Krieg sein, der ihnen die größten Opfer abverlangen und damit das Weltreich auseinanderbrechen lassen wird. Auch die Hoffnungen der USA, auf diesen Trümmern ein neues Weltreich zu errichten, stehen auf tönernen Füßen, denn schließlich wird es auch ihnen an Menschen fehlen, die „200 Stützpunkte auf dem Erdkreis“, von denen sie träumen, zu sichern und zu halten.

Kriegsminister Stimson, der über Sparmaßnahmen im Ausgabenhaushalt der USA in Höhe von 27 Milliarden Dollar sprach, sagte laut Reutersbericht aus Washington, man habe an verschiedenen Projekten, angefangen von der Autokratie nach Alaska bis zur Versorgung mit Geschmuck, einschneidende Kürzungen vorgenommen.

Kein Einheitswahlrecht für Militärpersonen in USA. Das Abgeordnetenhaus hat am Donnerstag den Gesetzentwurf, der ein Einheitswahlrecht in den Vereinigten Staaten für Männer und Frauen, die im Militärdienst leben, einführen sollte, mit 224:168 Stimmen abgelehnt, meldet Reuters aus Washington.

Draht aus Metallzucker

Eigenschaften und Verwendung des Berylliums / Von Dr. Raoul France

Kurz vor seinem Tode überließ uns der verbienende Weltberühmter Dr. h. c. Raoul France dieses Manuskript. Die Schriftleitung.

Das neueste auf dem Gebiet der verarbeitbaren Metalle führt den Namen Beryllium. Von ihm hat man kaum gehört, wohl aber von dem Coelstein, aus dem man es zuerst gewonnen hat, von dem Beryll.

Der Chemiker Bouquerel hat es in den Wirren der großen Revolution hergestellt, aber die unruhige Zeit ließ es ganz in Vergessenheit geraten, auch dann, als der Entdecker des Aluminiums das neue Beryllium ganz rein herzustellen verstand. Wie sollte man auch, wenn diese spröden silberweißen Metallplättchen, die beim Schmelzen zerfallen, so selten sind, daß man ihrem Verfall und Zerschmelzen zuvorkommen mußte, um ein wenig von diesem „Metallzucker“ zu erhalten, dessen süßen Geschmack wegen man ihn in Frankreich immer noch Dulcinum nennt! Es war der teuerste Zucker der Welt, denn noch 1922 kostete die Herstellung eines Kilos mehr als fünf-tausend Dollar. Aber man fand neue Methoden, und bald stellte sich das kilo nunmehr auf dreißig Dollar. Freilich war das immer noch zu viel für einen Stoff, für den man vorläufig keine Verwendung hatte.

In den Laboratorien der deutschen Großindustrie wurde man aber doch bald auf einige merkwürdige Besondere aufmerksam. Aluminium hat ein spezifisches Gewicht von 2,6, das neue Metall ist aber viel leichter, nur 1,85. Das ist unerhört, namentlich bei einem Metall, das so hart ist wie das Beryllium. Besonders wenn man es dem Kupfer zulegt. Eine Kupferlegierung mit nur 2 v. H. Beryllium ist so hart wie Stahl. Gezogener Draht aus dem neuen Metall übertrifft sogar die Stahldrähte. Anders behandelt ist es aber wieder doch so weich, daß man es walzen, schneiden und sogar drehen kann.

Da horchte man natürlich auf und begann, nach Beryllium zu suchen. Denn aus Smaragden konnte man es auf die Dauer doch nicht herstellen. Man fand es aber reichlich in verschiedenen Erzen. Es fiel bei der Verhüttung als Nebenprodukt ab. Man braucht es gar nicht rein herzustellen, was ja immer noch kostspielig ist, denn schon in oxydiertem Zustand läßt es sich zu einer Mischung mit Kupfer verwenden.

Diese Kupferlegierungen aber bringen die Schwerindustrie allmählich in Aufregung. Denn sie haben seltsame Eigenschaften. Da wäre z. B. die, daß eine solche Legierung beim Hämmern keine Funken sprüht. Man kann also Werkzeuge daraus fertigen für Arbeiten, bei denen Funken gefährlich wären. Die besten Gußformen werden daraus hergestellt, denn drei unbezahlbare Eigenschaften machen es dazu geeignet. Das ist der niedrige Schmelzpunkt, ferner wird die Legierung so flüchtig, daß sie auch die feinsten Einzelheiten im Guß wiedergibt, und endlich kann man sie nach dem Guß durch Erhitzen so hart wie Stahl machen. Weil aber ihre Wärmeleitfähigkeit die des Stahles um das Doppelte übertrifft, geht der Guß sehr schnell vor sich.

Dann kam eine neue Sensation für die Ingenieure. Wenn man Nickel mit zwei Hundertteilen Beryllium zusammenzieht, kann man daraus Kapseln und Federn von unbegrenzter Haltbarkeit herstellen. Sie sind überhaupt unzerbrechlich. Wer nun ein wenig von Technik versteht, begreift wohl, was das bedeutet.

Mit den Legierungen experimentiert man am meisten, denn dabei zeigen sich immer wieder neue merkwürdige Eigenschaften. Man kann die Natur dadurch gewissermaßen um Wunder bereichern. Die jüngste Arbeit auf diesem Gebiet ist die Zusammenschmelzung von Nickel, Chrom, Eisen und Beryllium. Es ist eine komplizierte Substanz, die da entsteht, aber sie hat uns etwas noch nie Dagewesenes enthüllt, eine Elastizität, die alles übertrifft, was je da war. Schon macht man die Federn der feinsten Uhren daraus.

Vorkäuflich ist das alles aber begrenzt durch den noch immer relativ hohen Preis des neuen Metalls. Und dieser hängt von zwei Faktoren ab. Man kann ihn senken, wenn man billigere Herstellungsmethoden findet. Aber er wird auch dann sinken, wenn sich endlich Massenlager des Metalls aufdecken lassen. Es ist in der Erdrinde überall Beryllium da, das wir wissen. Auch andere Metalle waren zuerst teuer und wurden dann spottbillig, als sich Erden in Massen fanden, aus denen sie hergestellt werden konnten. Das Aluminium und die Baugüter sind berühmte Beispiele hierfür.

Frau hinterm Pflug

Roman von Marie Schmidtsberg

Umschlag-Bild: Oskar Quast - Verlag Königsbrunn / Bielefeld

Hanne richtete sich, von einem plötzlichen Gedanken ergriff, aus seinen Armen auf.
 „Du sprichst von einem Onkel, Christian — wäre es nicht möglich, daß du bei ihm die Landwirtschaft erlernest?“
 Christian schweig eine Weile, in Nachdenken versunken.
 „Ich habe auch schon daran gedacht“, sagte er dann, „aber ich bin wieder davon abgekommen, denn die Verhältnisse haben sich dort sehr geändert. Meine Tante — eine Schwester meiner Mutter — ist schon vor Jahren gestorben. Der Onkel hat zum zweiten Male geheiratet, und indem sind alle Beziehungen zwischen uns abgebrochen; die zweite Frau schien sie nicht zu wünschen. Du wirst verstehen, daß ich mich da jetzt nicht ausdrängen möchte.“
 „Nun, dann mußt du es eben anderswo versuchen.“
 „Das werde ich auch, und es wird sich sicher bald etwas finden. Ich habe mir heute morgen gleich ein Zimmer genommen in der Gastwirtschaft Pentermann, wo ich damals im Quartier lag. Dort verkehren täglich viele Bauern, wo ich noch dazu die Düngemittelhandlung und die Viehbesuchsstelle hat. Pentermann wird mir sicher gern behilflich sein, etwas Passendes zu finden.“
 „Und dann mußt du tüchtig lernen, Christian, mußt Augen und Ohren offenhalten, damit du bald ein ordentlicher Landwirt wirst. Schon meines Vaters wegen.“
 Christian lächelte.
 „Damit ich Gnade finde vor seinen Augen, nicht wahr? Er hat dir wohl schon einen anderen Mann ausgesucht, der besser zu dir paßt?“

Hanne war ...
 „Das Ding ja, als ob du wüßtest —“
 „Natürlich weiß ich, Man hat es mir schon damals auf Pentermanns Hofraum in die Ohren geblasen, als ich mich nach einem gewissen Mädels erkundigte, das sich so angelegentlich für Pferde interessierte“, redete er.
 „Was sagst du? Nach mir erkundigt?“
 „Ja, und da kam auch gerade ein junger Mann dazu, von dem man mir sagte, daß er noch nicht zu dir gehöre, aber sehr gut zu dir passen würde. Der Gedanke daran hat mir oft schwer zu schaffen gemacht.“
 „Nicht ohne Grund, Christian. Auch mir hat diese Sache sehr zu schaffen gemacht.“
 Nun erzählte Christian Brentzen, wie nahe die Entscheidung gewesen war. Er fühlte auch, wie Hanne sich bei ihren Worten erregte, und streichelte zart und beruhigend ihr Haar.
 „Da bin ich ja noch gerade zur rechten Zeit gekommen. Ich ahnte schon damals, daß es sich um den Sohn der Frau Hossinger handelte. Ist dein Hausdrachen übrigens nicht mehr bei dir?“
 Hanne lächelte.
 „Dara? Doch, nur augenblicklich nicht.“
 Sie erklärte den Zusammenhang. Plötzlich aber fuhr sie erkländernd empor.
 „Mein Gott, die Vieharbeit! Ich muß ja füttern und melken!“
 Christian erhob sich ebenfalls.
 „Ich helfe dir, Liebste, da geht es schnell.“
 Hanne zog die Vorhänge vor die Fenster und zündete die Lampe an. Sie hob das Gesicht zu Christian empor und sagte leise:
 „Schon einmal habe ich das Vieh vergessen. Damals war es in übergroßem Schmerz, als mein Mann gefallen war und ich dachte, das Leben hätte nun keinen Sinn mehr. Heute aber — heute ist es vor Glück — ach, Christian —“

Christian sollte recht behalten, er fand sehr bald eine Arbeits- und Lernstelle. Gastwirt Pentermann, dem er sein Vorhaben anvertraute, nickte und meinte in seiner bedächtigen Art:
 „Ja, da werden Sie schon was finden, auf dem Lande sind Arbeitskräfte immer knapp. Fragen Sie doch mal den Hofbesitzer Stolte, der hatte vor dem Kriege immer Clesen. Er ist zwar ein bisschen grob und kurz angebunden, aber lernen tun Sie was bei ihm.“
 Christian erklärte, das sei ihm die Hauptfrage. Wo vieler Stolte denn wohne, damit er ihn auffuchen könne?
 „Warten Sie bis morgen“, riet Pentermann. „Dann kommt er hierher zur Viehabnahme, da können Sie ja mit ihm reden. Im übrigen rate ich Ihnen, sich die Sache erst noch mal zu überlegen.“
 „Wie?“
 „Ach, Sie sind nicht der erste, der etwas anfängt, weil jetzt in der Stadt nichts los ist, nur halbhart zu essen und so. Aber Sie hatten alle bald die Nase voll und haben es auf. Gingen lieber wieder hamstern oder betteln.“
 Christian erklärte, daß es ihm ernst sei mit seinem Vorhaben, fand aber keinen rechten Glauben.
 Am nächsten Tage sprach er mit Stolte, einem rüstigen Sechziger mit breitem, rotem Gesicht, in dem die hellen Augen unter dunkeligen, weißen Augenbrauen bligten. Pentermann hatte ihn wohl schon vorher unterrichtet. Er hörte Christian an, stellte noch einige Fragen und erklärte sich dann bereit, ihn aufzunehmen. Seinetwegen könne er gleich anfangen.
 Christian war sehr froh darüber. Hauptsächlich verdankte er dieses rasche Entgegenkommen wohl dem Umstand, daß er hier wochenlang im Quartier gelegen hatte, also kein Unbekannter war.
 Am Abend in der Dunkelheit ging er zu Hanne, um ihr zu berichten. Sie öffnete ihm auf den vereinbarten Pfiff und zog ihn mit beiden Händen ins Haus.
 (Fortsetzung folgt)

